

# Heimkehr

Autor(en): **Riffel, Florian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **5 (1963)**

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-972316>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Heimkehr

Erzählung von *Florian Riffel*

Im Frühsommer 1940, also im ersten Jahr des zweiten Weltkrieges, trafen zu Basel in kurzen Abständen Transporte von heimkehrenden Schweizern ein, ganze Familien, welche Rußland aus den eben wieder in Besitz genommenen Randstaaten abgeschoben hatte. Es handelte sich meistens um Leute, deren Vorfahren ein Jahrhundert früher im Baltikum ansässig geworden waren und die ihre ferne Heimat nur vom dürftigsten Hörensagen kannten.

Unter den von der Ausweisung Betroffenen befand sich auch eine aus Graubünden gebürtige Familie – aus gewissen Gründen hier mit dem frei erfundenen Namen Lattner benannt –, Hans Joachim Lattner also, dessen Frau Hildegard, geborene Jeschkeit, sowie beider elfjähriges Söhnchen Helmuth. Von den drei Leutchen, die sich in bester Zuversicht nach der nächsten deutschen Grenzstation abschieben ließen, sollten aber nach Gottes unerforschlichem Ratschluß nur Mutter und Sohn jene ferne Schweiz erblicken, von der man unter ihresgleichen stets nur als von einem musterhaft geordneten Paradies gesprochen hatte. Zwischen Frankfurt und Wiesbaden war es, daß der Wagen, in dem die zu Königsberg gesammelten und vom Deutschen Roten Kreuz übernommenen Flüchtlinge nach Basel gebracht wurden, einen Achsenbruch erlitt und vom D-Zug getrennt werden mußte. Dies hatte zur Folge, daß die schon mehrfachen Unbildenden ausgesetzten Reisenden mit Sack und Pack im Wartesaal eines ländlichen Bahnhöfchens Quartier zu nehmen und der Weiterbeförderung zu harren hatten. Da, wie sich auch die Lattnersche Familie – alle drei schwer befrachtet mit Koffern und Reisekörben – über die Schienen schlepten, brach der Vater, ein

schmächtiges, auf feinste Zeichenarbeit geschultes Männchen, unter der Überlast zusammen und verschied auf der Stelle. Frau Hildegard und ihr Söhnchen wurden vom Bahnhofsvorsteher zum nächsten Gasthof geleitet und fanden später in einem nahen Kloster freundliche Aufnahme. Auch der Tote wurde von Bahnangestellten dorthin verbracht, und der katholische Geistliche rief zur Beerdigung einen evangelischen Kollegen herbei. Inzwischen war die übrige Reisegesellschaft längst ohne die Witwe und ihren Buben weitergefahren; denn Frau Hildegard, eine große, aber zarte Gestalt von germanisch-westslavischem Typus, schien sich von dem unerwarteten Schicksalsschlag nicht so bald wieder erholen zu wollen. Die guten Nonnen hatten jedenfalls ihre unendliche Mühe, die fassungslos Unglückliche wenigstens so weit wieder aufzurichten, daß sie die jäh unterbrochene Heimfahrt nach etlichen Wochen wieder fortsetzen konnte.

Eines regnerisch kühlen Juniabends langten die beiden, jetzt von einer schweizerischen Rotkreuzhelferin begleitet, in der Hauptstadt Graubündens an. Die Fürsorgerin aus Basel mußte unverzüglich wieder zurückfahren; doch tat sie das nicht, ehe sie die beiden sichtlich bedrückten Heimkehrer einer ortsansässigen Betreuerin übergeben und wärmstens empfohlen hatte. Außer dieser wartete am Bahnhof aber auch ein bäuerlich einfach gekleideter Mann, welcher sich den Ankommenden mit sachlicher Umsicht als der Gemeindepräsident ihres Bürgerortes und zugleich als ihr leiblicher Verwandter vorstellte. Der greise, in den Schultern schon sichtlich gebeugte Amtsmann erklärte Frau Hildegard, daß man sie wohl nicht gut in dem ländlich rückständigen Heimatort

ihres Mannes habe ansiedeln können, daß man ihr vielmehr hier in der Stadt eine kleine Wohnung bereitet habe und sie nun unverweilt dorthin bringen werde. Die erstaunlich gut aussehenden Gepäckstücke wurden auf einen Handwagen verladen, Helmuth und der Bauer spannten sich davor, und die beiden einander noch mißtrauisch abschätzenden Frauen folgten schweigend hintennach. Der Weg führte in frostig rieselndem Regen hinab an den äußersten Stadtrand auf den zügigen Rheinwiesen. Der gesprächige Bauer fand Gefallen an seinem jugendlichen Begleiter, der in seinem sauber gebügelten Matrosenanzug einen durchaus gewinnenden Eindruck machte, und rückhaltlos bewunderte er das schöne, gewandte Deutsch des fröhlich sich mitteilenden Jungen. Helmuth erklärte, daß er zu Narwa eine deutsche Schule besucht, dort aber auch Estnisch und Russisch gelernt habe. Frau Hildegard sandte mutlos befremdete Blicke zu den felsengekrönten Waldbergen, die bis weit herab schimmernden Neuschnee trugen, und erschauerte vor der eiskalten Schroffheit ihrer neuen Umgebung bis ins innerste Herz.

Das Gefühl, völlig macht- und hilflos einer abweisend fremdartigen Zukunft ausgeliefert zu sein, beraubte sie auch des letzten Restchens von Vertrauen auf das ihr Bevorstehende. Als man vor einem großen, kahlen Wohnblock Halt machte, als der gebuckelte Bauer in selbstbewußter Zufriedenheit verkündete: «So, liebe Frau Lattner, und hier also wären Sie nun vorläufig daheim!», wäre sie am liebsten gleich wieder umgekehrt, um an den fernen Ausgangspunkt ihrer Reise zurückzukehren ... Zunächst aber wurden sie über viele Treppen in eine kleine, winklige Dachwohnung emporgeführt; Helmuth und der Bauer bugsiierten das Gepäck.

Der bescheidene Unterschlupf bestand aus einer Wohnstube, einem Küchenecklein und zwei winzigen Dachkammern, alle Räume mit mehr oder weniger sichtbarem Dachgebälk und abgeschrägten Decken. Nachdem sich alle vier ihrer Hüte und Mäntel entledigt hatten und während die Fürsorgerin sich anschickte, das erste Abendbrot zu bereiten, sank Frau Hilde-

gard einfach auf den erstbesten Stuhl. Helmuth indessen entdeckte in einer Schachtel unter dem Kanapee eine elektrische Spieleisenbahn von so bezaubernd zwerghaften Ausmaßen, daß er, unterstützt von dem schelmisch verschmitzt lächelnden Alten, sich unverzüglich damit zu verweilen begann. Währenddessen starrte seine Mutter unnahbar vergrämt vor sich hin und zog wehmütig gekränkte Vergleiche zu dem behaglichen Häuschen, das sie mit ihrem Gatten zu Narwa bewohnt hatte. Gewiß, es war hier alles vorhanden, was es zu einer erträglichen Hausführung bedurfte, selbst Geschirr, Leib- und Bettwäsche; in diesem Estrichschlupf jedoch konnte man sich kaum bewegen, und alles schien so viel anspruchsloser als das, was sie vor ein paar Wochen Hals über Kopf verlassen hatte.

Als Helmuth mit seinem natürlichen Geschick alle Anschlüsse richtig gezogen hatte und der elektrische Miniaturzug störungsfrei seine Runden abrollte, setzte sich der heimliche Beglückter des Knaben neben die vereinsamte Mutter, und während der Kaffee — echter Bohnenkaffee! — allmählich seine lieblichen Düfte verströmte, hub er an, seiner bekümmerten Schutzbefohlenen ihre künftige Lebensgestaltung auseinanderzusetzen. Man würde, meinte er, ihr zunächst einmal Zeit lassen, sich hier einigermaßen anzugewöhnen; die Familie des Schlossermeisters Hugener, unten im ersten Stock, würde ihr jederzeit mit Rat und Tat beistehen, das hätten ihm die Leute bereitwillig versprochen. Inzwischen würde man ihr eine geeignete Arbeit suchen, und bis es ihr möglich sein würde, sich und ihren Buben durch eigener Hände Arbeit durchzubringen, sollte sie von ihrer Heimatgemeinde eine ausreichende Unterstützung empfangen.

Hierauf bat die Fürsorgerin an den einladend gedeckten Tisch. Aber von alledem, was der amtliche Beistand Frau Hildegard während der stillen Mahlzeit in schonlich beherrschten Worten erläuterte und was doch von überraschend tiefgründiger Einfühlung zeugte, wollte Helmuths bekümmert Mutter auch nicht die mindeste Aufhellung werden. Erst das allerletzte, was ihr der Alte beim Ab-

schied vor dem Hause, gewissermaßen als bedeutendste Wegleitung, mitgab, vermochte ihr, wenn auch nicht Befreiung und Aufrichtung, so doch eine ahnungsweise vertröstende Einsicht zu spenden.

«Ich habe», sagte der von schwerer Feldarbeit gebeugte Greis unter der Haustür, «gestern abend in der Zeitung gelesen, daß sich zwischen Deutschland und Rußland etwas Drohendes abzeichnet. Nun, wenn es so sein sollte, daß es zwischen den beiden kraftstrotzenden Rivalen zum Krieg führt, dann müßte das ihr kleines, liebes Estland, das so schutzlos zwischen schreckhaft umsichgreifenden Diktaturen eingeklemmt liegt, auf das allerschwerste treffen! Noch mag Ihnen hier das meiste bedrückend fremdartig vorkommen; aber vielleicht sind Sie hier, in unserem klug geleiteten neutralen Bergland, doch ungleich besser geschützt als dort, von wo Sie soeben zugereist sind ...» Ja, diese inständig betonten Worte waren das einzige, was Frau Hildegard an diesem Abend, nachdem auch die Fürsorgerin sich empfohlen hatte, vor dem restlosen Zusammenbruch bewahrte, zu später Stunde, als der windzerpeitschte Regen durch die Dachrinnen gurgelte und die Verlassene keinen andern Trost mehr hatte als die Wärme eines kleinen elektrischen Strahlofens im Rücken.

Aber noch wochenlang verblieb sie in derselben mutlosen Ablehnung alles Hiesigen und Gegenwärtigen, blieb es, trotzdem die Leute im Hause ihr mit herzlichster Bereitschaft zur Hand gingen. Im Frühherbst, das heißt also ziemlich bald, verschaffte man Frau Hildegard einen gutbezahlten Arbeitsplatz in der Pack- und Versandabteilung einer Schokoladenfabrik. Gleichzeitig begann Helmuth seinen regelmäßigen Schulbesuch, begann ihn ohne irgendwelche Anstände; denn im Gegensatz zur Mutter glich er sich seiner neuen Umgebung mit gewandtester Leichtigkeit an. Hugeners, unten, hatten dem munteren Kerlchen ein altes Bubenfahrrad zur Verfügung gestellt, und gleich im ersten Anhieb wagte er sich mit seinen Kundfahrten weit über das Stadtgebiet hinaus in das altväterisch bewahrt gebliebene Land vor.

Seine Mutter aber litt ununterbrochen an Vereinsamung und Vergrämung, litt jetzt vor allem auch an der allzu aufdringlichen Bemitleidung und Bevormundung, die ihr, wie sie meinte, von seiten ihrer Mitarbeiterinnen fast tagtäglich angetan wurde, vornehmlich weil ihr niemand glauben wollte, daß sie es in Estland so viel besser gehabt haben sollte als hier. Und wie ihr dann eines Tages eine hämische Neiderin ins Gesicht schrie: «So geh doch wieder heim zu deinen Bolschewiken nach Rußland, wenn dir hier bei uns auch gar nichts gut genug ist!», vermochte sie Helmuth mit keinem seiner drolligen Dialektspäße mehr aufzuheitern, und wochenlang trug sich der Junge mit der quälenden Vorstellung, daß seine junge, hübsche Mutter vielleicht ernsthaft erkrankt sein müsse.

Und so blieb es; Frau Hildegard verharrte in ihrem lähmendverzagten Sichgehenlassen. Es brauchte nur ganz wenig, um sie Abend für Abend in Tränen ausbrechen zu lassen; und als sie sich wieder einmal wegen einer lachhaft geringfügigen und von Helmuth freiwillig eingestandenen Verfehlung aufschluchzend über den Tisch warf, versetzte sie dem Knaben damit den ersten schlagartig bestürzenden Schreck seiner Knabenjahre ... Und dabei war ja tatsächlich fast nichts geschehen; nicht mehr jedenfalls, als daß der Lausbub auf einer seiner Kreuz- und Querfahrten, im Bereich eines Nachbardorfes, von einem Erwachsenen beim Nüsseauflesen ertappt worden war. «Aber so hör doch, Muttchen, Mamotschka», bettelte Helmuth und strich ihr besänftigend durch das üppige Blondhaar, «es war doch so ein riesiger, über und über mit Nüssen beladener Baum, und die von selber gefallenen Früchte lagen darunter so hageldicht wie die Kiesel am Meer ... Und ich habe doch bloß ein paar lächerlich wenige in die Tasche gesteckt, zum Aufbeißen auf dem Heimweg ... Plötzlich tritt da ein Herr — aber so hör doch, Muttlein! — aus dem Gebüsch, packt mich im Genick, fragt mich, wie ich heiße, und gibt mich dann gleich wieder frei. ‚So ... ein Lattner bist du‘, sagt der Herr; ‚aber dann bist du ja gar kein Dieb, sondern ein ehrenwerter Landsmann und Bür-

ger hier im Dorf. Dann darfst du sogar am nächsten Samstag hier herauskommen zur gemeinsamen Nußernte und darfst sogar deine Mutter mitbringen!‘ Legt mir gütig die Hand auf die Schulter, Mammeli, schleppt mich mit hinüber ins Dorf, in sein wunderlich altes Pfarrhaus, und gibt mir zu futtern . . . Hundertprozentig harmlos, siehst du! Und nicht wahr, am Samstag kommst du mit zum gemeinsamen Nußteilet; schau, ich hab’s dem Herrn Pastor doch hoch und heilig versprochen . . .»

Freilich, ganz so leicht, wie sich Helmuth das vorstellte, war es nicht, seine Mutter, die in hartnäckiger Verbohrtheit ihren Sohn als gemeinen Felddieb erwischt wähnte, von der Harmlosigkeit dieses Zwischenfalles zu überzeugen und sie im Laufe der nächsten Tage mit unnachgiebigsten Attacken zu diesem Ausflug zu überreden. Nur das herrlich milde Herbstwetter und der Umstand, daß die Einladung von einem Geistlichen kam, vermochte sie schließlich umzustimmen, so daß sie letztendlich dann doch bereit war, für diesen einen Tag wenigstens ihre mutlose Menschenscheu aufzugeben, mit ihrem Jungen versuchsweise einmal unter die Leute zu gehen.

Zwar hatte Frau Lattner den wohnlich erweiterten Talraum, in dem sie seit bald einem Vierteljahr schon gezwungenermaßen ansässig war, längst auch im freudigsten Sonnenglanz kennen gelernt, und der Weg durch Villengärten und Weinberge hinaus an den nördlichen Stadtrand war ihr von sonntäglichen Spaziergängen her nicht mehr ganz unvertraut. Und doch, als sie nun mit dem unentwegt plaudernden Buben dort hinaus schlenderte, als sie den ausgedehnten, an kaum merklich geneigtem Berghang sich breitenen Föhrenwald betrat, würziger Schattenduft und flimmernde Sonnenkringel ihnen das Wandern zur Lust machten, verspürte sie zum erstenmal so etwas wie Wohlbehagen und Aufatmen, erinnerte sie sich an ähnlich frohgemute Spaziergänge daheim in Estland. Und wie sie dann, nach fast einer Stunde gemächlichen Schreitens, ein offenes, heideartiges Weidegelände erreichten, auf welchem nur vereinzelte Föhren mit breitausladenden Schirmkronen und dornige Buschgruppen

standen, schien sich ihr Gemüt sogar eines monatelangen schweren Druckes entledigen zu wollen, war sie zum erstenmal zögernd bereit, von ihrer neuen Umgebung auch etwas anderes als nur Kränkung und Verkennung anzunehmen. Sie durchkletterte mit Helmuth das zyklisch aufgerissene, jetzt aber staubtrocken klaffende Bett eines Wildbaches, von dessen hochaufgeworfenem Ufer der Junge ihr stolz das Dorf seiner Vorfahren zeigte. «Dort, dort . . .», schrie das Bürschchen, «dort drüben liegt es! Siehst du die beiden Kirchtürme, halb zwischen Baumkronen begraben, hell vor der schiefergrauen Felswand sich abzeichnen . . .?»

Ein schmal ausgefahrener, von Bäumen und Buschwerk begleiteter Hohlweg lenkte Mutter und Sohn in das Dorf. Es war freilich nur eine ländlich bescheidene Ansammlung von Häusern und Scheunen, dieses Dorf; und Helmuth führte die Mutter durch holprige Gassen, an verwetterten Zäunen und bröckligen Mauern vorbei, zeigte ihr die unter Vordächern und Balkonen zum Nachreifen aufgehängten Maiskolben, die längs der Gassen zum Trocknen ausgebreiteten Kürbisse, Kartoffeln und Kohlköpfe; geleitete sie auch an der zerfallenden Mühle vorbei und ließ sie das morsche Wasserrad und die ausgedienten Mühlsteine sehen. Zeigte ihr das alles unter unendlichem Geschwätz, in dem sich aufrichtige Liebe zu seinem Heimatort mit persönlichem Wichtig-tun munter paarte; und Frau Hildegard ihrerseits war gar nicht unwillig bereit, sich von Helmuths mitreißender Zustimmung ein bißchen einfangen und bezaubern zu lassen. Der Junge führte sie auch an dem großen, alten Pfarrhaus vorbei und dann durch einen ähnlichen Hohlweg wie vorhin zum Dorfe hinaus in die wellig sich dehnenden Felder hinab, bis seine Hand ein zweitesmal raketengleich in die Luft fuhr . . . Richtig, dort stand er nun, der Nußbaum, ein turmstarker Hauptstamm, der sich in Mannshöhe in ein halbes Dutzend kraftvoller Seitenstämme aufteilte und oberher doch nur ein einziger, erhaben geschlossener Rundbau war. Wahrhaft ehrfurchtgebietend stand er da, mattgolden und mattbraun leuchtend mit seiner herbstlich gelockerten



Laubfülle; eindrucklich klar und nah erhob er sich vor dem duftig verschwimmenden Hintergrund aus fernen Felsbastionen und seidenzart schimmernder Raumtiefe.

Näherkommend erkannten sie im Umkreis des Riesen ein mäßig bewegtes Völklein von ruhenden und tätig sich regenden Leuten, jüngeren, die auf Leitern, auf allerhand modernen und altmodischen Fahrzeugen oder hoch im Geäst stehend, mit Prügeln, Stangen oder von Hand, unter Zerren und Schlagen auch der äußersten und höchsten Nüsse habhaft zu werden trachteten, während die älteren, klüglich in Sicherheit geflüchtet, weiter draußen auf Körben und Säcken saßen und der mehr oder weniger derben und lauten Plünderung in Gelassenheit zuschauten. Jetzt löste sich ein sportlich gekleideter junger Herr aus dem vielköpfigen Schärlein um den Baum und trat den Ankommenden freundlich entgegen. «Das . . .», flüsterte Helmuth seiner Mutter zu und kniff sie erwartungsvoll in den Arm, «das ist er nun, der Herr Pastor!»

Nun, dieser Herr Pfarrer war zu Frau Hildegards Erleichterung wirklich ganz genau so, wie ihn der Junge beschrieben hatte, leutselig, umgänglich, würdig gemessen und doch ohne irgendwelches Sichgehaben und Aufspielen. Immerhin, ganz so jugendlich, wie es sein klares Jünglingsgesicht oder Helmuths bedingungslose Zuneigung wahrhaben wollten, war der Herankommende nicht mehr; seine Schläfen zierte schon der erste Silberflaum nahender Lebensreife. Er kam herzu, der Pfarrer, streckte Frau Hildegard und dem Buben beide Hände entgegen und hieß sie herzlich willkommen. Hierauf führte er sie der Reihe nach zu den Leuten, stellte Mutter und Sohn einem nach dem andern in den landesüblich schlichsten Umgangsformen vor, und es war unter den Erwachsenen auch nicht einer, welcher seine Arbeit nicht bereitwilligst unterbrochen, sich erhob und die Neuen tunlichst begrüßt hätte. Den Älteren stellte der Pfarrer die Landfremde als «des Hansjochen Witwe aus Estland» vor, und er nannte der Vorgestellten so viele Namen und Verwandtschaftsgrade, daß sie die meisten davon schon nach Augenblicken

wieder vergessen hatte. Denn von all den vielen Leuten hatte Frau Hildegard nur den alten Gemeindevorsteher schon wissentlich kennen gelernt, und auch er kam nun, von hoher Leiter herabsteigend, auf sie zugegangen und begrüßte sie mit auszeichnender Vertraulichkeit. Dann baten die Erwachsenen Frau Hildegard in ihre kameradschaftlich zusammengerückte Mitte, etwas abseits der Kronentraufe und des ununterbrochenen Nüssehagels. Als man Platz genommen hatte, setzte ihr der greise Ammann weitläufig auseinander, was es mit diesem wuchtigen Gemeinschaftsbaum für eine Bewandnis habe, wie er seit mehr als einem Jahrhundert schon von den vier Anstößern gemeinsam beerntet wurde, und wie sie, als eine Lattner, von nun an rechtmäßig daran teilhaben sollte. Etwas außerhalb des lauschenden Ringes, auf einer umgekehrten Kartoffelzaine, saß eine hoch in den Neunzigern stehende Greisin, die Hundertjährige benannt, babbelte unter andauerndem Kopfschütteln halb verwirrt vor sich hin und begleitete ihre halblauten Selbstgespräche mit fahrig zitterndem Gefuchtel.

Helmuth, der sich gleich nach der Ankunft mit dem nebenaus abgestellten neuen Traktor seines Großonkels — einem rotlackierten Ungetüm mit klobigen Stollenreifen — beschäftigt, da und dort auch vorwitzig einen Hebel zu tätigen versucht hatte, war vom Besitzer der Maschine streng entschieden zu den übrigen jungen Leuten geschickt worden und stand nun längst im Gipfel auf den äußersten Ästen und ließ seinen Knabenehrgeiz jetzt dort oben leuchten. Während die Ältern, im Kreise lagernd, geruhsam ihren Gesprächen oblagen, klatschten die Früchte in ihren faulig-mürben Schalen noch immer ringsum ins Gras, und immer und abermals wurde aus schwindliger Höhe neue Beute gemeldet.

Frau Hildegard, als bevorzugter Gast, saß dabei neben dem Alten inmitten des nachdenklich zuhörenden Grüppleins, und bis zum anschließenden Vieruhrbrot fühlte sie sich schon ohne Anstoß in die Gemeinschaft miteinbezogen. Als nämlich das Jungvolk, hoch aus dem Gezweige herab, die eifrige Plünderung als vollzogen meldete, begann man, unter dem

Baum ein großes Heutuch auszubreiten, worauf jung und alt sich kreisherum niedersetzte. Tranksame und Eßvorräte wurden in die Mitte gestellt, und bald ging ein bauchiger Steinkrug voll hellroten Landweins von Hand zu Hand. Teilnehmend, wenn auch durchwegs mit schicklicher Rücksicht, wurde Frau Hildegard von diesem und jenem nach ihren nähern und fernern Schicksalen befragt; wie weit es mit ihrem Heimischwerden vielleicht schon gediehen sei; und zum erstenmal durfte sie hiebei das Gefühl haben, vor diesen Menschen weder heucheln noch lügen zu müssen. Gab es, wegen der großen Verschiedenheit des Herkommens von den beiden äußersten Zipfeln des deutschen Sprachraumes, Verständigungsschwierigkeiten, so war es der Pfarrer, welcher kundig die Verbindungen knüpfte. So beteiligte sich die Landfremde mit immer freierer Offenheit an der allgemeinen Unterhaltung und später auch an den abschließenden letzten Arbeiten. Denn nach beendeter Mahlzeit begann man die weitherum verstreuten Nüsse zu sammeln, sie allenfalls ihrer restlichen Schalen zu entkleiden und die blanksauberen Früchte inmitten des Heutuches auf einen ansehnlichen Berg zu häufen.

Zur Mahlzeit hatte man auch die Hundertjährige samt ihrem Notsitz in den Kreis gerückt, und auch sie hatte sich, verwirrt und verloren vor sich himurmehnd, an ein paar freundlich gereichten Bissen von weichem Brot und hauchdünn geschnittenem Trockenfleisch gelabt, mit bebenden Händen ihr nur halb gefülltes Becherlein Wein an die Lippen geführt, sonst aber an den Geschehnissen rings kaum irgendwie teilgenommen. Daher war Frau Hildegard nicht wenig erstaunt, als sich die Greisin nun plötzlich mit heiser krächzender Stimme vernehmen ließ. «So, Pfarrer», warf sie zur allgemeinen Heiterkeit auf einmal keifend dazwischen, «du bist ledig und unbeteiligt. Also wirst du nun jedem Teilhaber ohne Mogeln und Parteinahme, in christlicher Gerechtigkeit, das Seine zumessen können . . .» Da machte sich der Angeredete, der sich diese Anrempelung ohne Wimperzucken gutmütig gefallen ließ, auf der Stelle ans Werk. Er kniete

hin vor das Heutuch mit dem wackeren Nußberg und hieß von jeder Familie eines der Kinder samt den mitgebrachten Gebinden herzutreten. Dann ließ er sich als Maßeinheit ein krugförmiges Körbchen reichen und begann seines Amtes zu walten, füllte, indem er beide Hände wie Schaufeln benützte, das Krättchen einmal ums andere gestrichen voll, teilte jedem der Wartenden eine erste Schütte zu und dann immer und immer wieder eine, bis der üppige Vorrat getilgt war. Dabei zeigte es sich, daß Helmuths kleiner Rucksack den ihm und seiner Mutter zukommenden Segen niemals zu fassen vermochte und die hübschen Nüsse bald schon nach allen Seiten rollten. Wie der Junge die Überfülle mit Armen und Händen an sich zu reißen trachtete und des ständig wachsenden Reichtums trotzdem nicht Herr wurde, erweckte abermals munterste Heiterkeit. «Mein Sohn», sprach der Pfarrer, indem er sich nach getaner Arbeit wieder aufrichtete, «du siehst wohl ein, daß deine Mutter die Güte des Herrn allzu kleinmütig unterschätzt hat. So fährst du nun am besten mit deinem Großonkel hinüber ins Dorf, begibst dich ins Pfarrhaus, das du ja kennst; schau, hier ist der Schlüssel. In meinem Studierzimmer, auf dem Divan, steht ein Wäschekorb voller Birnen. Die legst du aufs Polster, auf den Schreibtisch oder wo es noch Platz hat; das Zainchen aber bringst du uns schleunigst hieher.» Helmuths Großonkel, der schiefschultrige Alte, hatte sich bereits reihum verabschiedet, von Frau Hildegard mit ergebnem Händedruck, hatte die Hundertjährige, seine Mutter, vorsichtig hinten auf den Anhänger gehoben und behutsam gegen einen Stapel von schweren Kartoffelsäcken gestützt. Eben schickte er sich an, mit seinem kraftvollen Ackerschlepper davonzufahren. «Komm, mein Knechtlein!» rief er Helmuth mit aufforderndem Kopfnicken zu und ließ den Motor anspringen. Helmuth gehorchte, winkte dem Pfarrer, seiner Mutter und den gruppenweise Nachfolgenden zu und schaukelte strahlend davon.

«Aber Pfarrer!», keifte die Hundertjährige heiser hustend von der schwankenden Fuhre herab, «was mußst du auch für eine Sauordnung

haben in deinem Haus. Wer legt denn die Birnen aufs Sofa. . . Du solltest fleißig zum Herrgott beten, Pfarrer, daß er dir bald eine brave Frau schickt, und zwar so rasch wie nur möglich, verstehst du, wenn deine Kinder noch einen schönen Vater sehen sollen. . .» Der also Ausgeschimpfte setzte sich lachend aufs Heutuch. «Will mir's merken», rief er der aufgeregt Fuchtelnden ungekränkt nach, «und du, Elisabeth, legst dann wohl beim Herrgott ein gutes Wort ein, falls du jemals in den Himmel kommen solltest. . .» Da verwarnte ihn die Greisin mit scherzhafter Drohgebärde, und der Pfarrer hatte die Lacher auf seiner Seite.

Dann aber, als auch die letzten nach dem Dorfe hin unterwegs waren, blieben der Pfarrer und Frau Hildegard allein unter dem Nußbaum in der allmählich schräger einfallenden Abendsonne sitzen. Frau Hildegard wühlte in dem restlichen Nußhäufchen und ließ die reinlichen Früchte spielend durch die Finger kugeln. Ein sachter Föhn raschelte nebenan durch die purpurnen Rebenblätter, durch die welken Maisstengel, und trieb den nebligzarten Rauch eines verschwelenden Feldfeuers zwischen den beiden dahin. «Gibt es», fragte Frau Hildegard nach längerem Schweigen, «keinen anderen Weg nach der Stadt, Herr Pfarrer, als den unheimlichen durch den finsternen

Wald und über die einsame Strauchheide? Denn, sehen Sie, bis Helmuth kommt, wird es doch ziemlich spät. . .» Da blickte ihr der Pfarrer mit gefühltestem Verständnis auf den strohblonden, schmalen Scheitel. «Ei freilich, gibt es das, liebe Frau Lattner», meinte er herzlich. «Wir haben ja noch die breite, bequeme Landstraße da unten. Aber wir werden trotzdem durch den Wald gehen und über die einsame ‚Heide‘, wie Sie sagen. Wir zwei werden miteinander das Zainchen tragen und Helmuth den Rucksack überlassen. Ich habe heute abend in der Stadt noch zu tun, und ich werde Sie mit Freuden begleiten.»

«Wir!», dachte Frau Hildegard und stimmte ihm mit frohbeglücktem Augenaufschlag ergriffen zu. Dann schaute sie lange versonnen hinaus in das spätherbstlich hereindämmernde Land, maß dankbar gefaßt die zackig gekrönten und nun langsam verblauenden Bergmauern rings und erkannte sie dabei zum erstenmal auch als sinnvoll behütende Wächter dieses pfleglich bebauten Talraumes. Sie freute sich zuinnerst vertrauend auf den stillen Heimweg und auf den späten Einzug in ihre wohnlich verwinkelten Dachstuben.

Und so saßen sie in der scheidenden Sonne, bis der Junge glühend vor Stolz und Freude aus dem Dorfe zurückkam.





LEONHARD MEISSER: NICOLAI-SCHULHOF